



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Litteratur

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

und mein amtliches Verhalten zur Untersuchung gestellt werden kann, nicht vor einem Disziplinarhof oder Kriminalgericht, sondern vor einer Versammlung von Volksvertretern in öffentlicher Sitzung? Wäre es nicht besser gewesen, wenn der Vertreter der Regierung sich jedes eignen Urteils über seine Beamten an diesem Orte enthalten und sich auf die kompetenten Gerichte berufen hätte? Müßte er nicht seinen Beamten, auch wenn er von dessen Schuld, die gerichtlich nicht festgestellt war, persönlich überzeugt war, gegen eine solche öffentliche Bloßstellung schützen? Sollte es seine Pflicht sein, solche Angriffe anders zu beantworten, als mit der Bestreitung der Kompetenz des Reichstags, die Diskussion solcher Sachen von ihm zu verlangen? Spricht die Tradition gegen ein solches Verhalten der Regierung, so hat sie doch die Möglichkeit, diese üble Tradition zu brechen. Und endlich, warum haben sich die Ordnungsparteien auf die Diskussion eingelassen? Wäre es nicht besser, wenn man in künftigen Fällen den Beschimpfungen Draußenstehender — da sie nun einmal gesetzlich gestattet sind — wohlbißziplinirtes Schweigen unter Protest entgegensezte? Wäre es nicht möglich, solche Beschuldigungen, wenn sie einmal erhoben sind, sofort an eine Kommission zu verweisen, in der über sie mit Ausschluß der Öffentlichkeit verhandelt werden könnte? Hier ist eine Lücke in unserm Verfassungsleben, die dringend der Ausfüllung bedarf.

## Litteratur

In seinem Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen stellt Friedrich Meinecke in dem bis jetzt erschienenen ersten Bande (Stuttgart, J. G. Cotta) die Zeit von 1771 bis 1814 auf Grund ausgebreiteter archivalischer Studien dar. Eine Hauptquelle des Verfassers bildeten die Schätze des Boyenschen Nachlasses in dem Tümpfingschen Familienarchiv in Thalstein bei Jena, die ihm durch Frau von Tümpfing, geborne von Boyen, erschlossen wurden.

Mit großer Liebe und in ausführlichster Weise wird die Vorzeit Boyens dargestellt. Erstens war er ein überzeugter Verehrer der fredericianischen Kriegsweise und Soldatenausbildung, der in dem originellen General von Günther sein Vorbild sah. Günther war, wie Meinecke erzählt, einer von den Männern, die man dahin stellte, wo es galt, Schlendrian und Mißbräuche auszukehren. So schickte ihn Friedrich der Große als einen, der Haare auf den Zähnen habe, zu dem schwarzen Husarenregiment, mit dem er unzufrieden war: das Bosniakenregiment, schon durch seinen Ursprung ein origineller Truppenteil, wurde durch ihn eine in ihrer Art klassische Truppe, nicht elegante, aber zähe und ausdauernde Reiter, durch Kühnheit, Wachsamkeit und Behendigkeit vorzüglich geeignet zum kleinen Kriege, voll hingebenden Vertrauens zu ihrem Führer und von tüchtigem Korpsgeist erfüllt. Unter Günther kämpfte Boyen im Jahre 1794 in Polen und schloß sich dem Manne aufs engste an, dessen Charakter und Denkweise man am klarsten in den Worten ausgedrückt findet, die er einst zu Boyen sprach: „Sehen Sie, wenn man zu Pferde steigt, muß man nur militärische oder gottselige Gedanken haben.“

Der andre Zug seines Wesens führte ihn auf ernsthaft betriebene theoretische militär- wie allgemeinwissenschaftliche Studien. Als denkender Offizier ließ er sich gern von der Strömung der Zeit mit forttragen; von der Vervollkommnung der Menschheit und der Möglichkeit des ewigen Friedens träumend, suchte er besonders den ersten dieser Gedanken praktisch in seinem Berufe auszuführen, und hielt es für nötig, sich dazu durch Erwerbung einer festern philosophischen Grundlage zu

befähigen. So begann er sich autodidaktisch mit dem Studium der Philosophie, besonders der Kantischen, zu beschäftigen. Die Soldaten schienen ihm das nächste und bequemste Material für die allmählich durchzuführende Vervollkommnung der Nation zu bieten. Von diesem Gedankengange bis zu dem der allgemeinen Wehrpflicht ist nur ein Schritt: Boyen nahm die Ideen auf, die gewissermaßen in der Luft lagen, und wurde Scharnhorsts treuester Mitarbeiter in jener Zeit, wo die allgemeinen Humanitätsbestrebungen durch die grausame Notwendigkeit, den Staat gegen Napoleon mittels Erweckung der geistigen Kräfte wehrhaft zu machen, philosophische Spekulationen in die harte Wirklichkeit umsetzten. Der Nachweis dieses innern, naturnotwendigen Zusammenhanges zwischen geistiger Bildung und praktischem Heerwesen, den neuen Gedanken und dem alten Staatswesen scheint uns einer der wertvollsten Teile des Werkes zu sein. Wird die Forderung der allgemeinen Wehrpflicht, wie es hier geschieht, als organisches Ergebnis der gesamten Bildungsbestrebungen der Zeit nachgewiesen, so verliert Scharnhorst nichts von seiner tragischen Größe; im Gegenteil erscheint er erst recht als einer jener schicksalvollen Männer, die ihr Genies zu Dolmetschern eines ganzen Volks gemacht hat.

Bis zum Freiheitskriege bewegte sich Boyens Thätigkeit mehr in der Stille, in den äußern Gang der Begebenheiten trat er nur ein, als er im Dezember 1812 mit wichtigen Depeschen des russischen Kaisers an Friedrich Wilhelm III. abgesandt wurde. Er mußte notgedrungen seinen Weg durch Oesterreich nehmen und wurde durch Metternichs Schurkerei an der Grenze aufgehalten. Sah doch Metternich in Boyens Patriotismus nichts weiter als „einen neuen Beweis der unbegreiflichen Leichtfertigkeit und Indiskretion, die diese ganze Klasse von Individuen bei allen Gelegenheiten an den Tag legt.“ Lieft man die Geschichte jener Tage, so weiß man nicht, worüber man sich mehr wundern soll: ob über die unbegreifliche Verblendung Oesterreichs, in Napoleon einen Mann erblicken zu wollen, der sich jemals von den Ostmächten in seinem Ehrgeiz beschränken lassen würde, oder über die Gutmütigkeit der Verbündeten Oesterreichs, die Metternichs verräterisches Spiel mit Lammsgeduld ertrugen.

Wenig erfahren wir von Boyens Wesen und Persönlichkeit; die Gräfin Sophie Schwerin berichtet nur, Boyen habe lange auf dem Gute Kerkow bei ihnen im Quartier gelegen, und eine gewisse steife und zierliche Pedanterie, die dem Konversationsston vieler damaligen preussischen Offiziere in Folge ihrer gelehrten Beschäftigungen anlehte, habe sie veranlaßt, an ihm einige kleinen Lächerlichkeiten zu finden. Doch ihr Gemahl, Graf Wilhelm Zieten, verwies ihr das, da er diesen in Gesellschaft so steifen Mann an seiner wahren Stelle gesehen hatte: Boyen war damals Chef des Generalstabs im Hauptquartier Bülow's, und der Graf konnte kaum fassen, wie man einen solchen Posten unter einem so starken Drange der Umstände und Geschäfte mit so viel Ruhe und Klarheit ausfüllen könne.

Ausführlich legt der Verfasser das Mißverhältnis dar, das sich zwischen Bernadotte und dem unter ihm kommandirenden General von Bülow ausbilden mußte. In wie idealistischem Sinne man damals auf preussischer Seite die Menschen beurteilte, sieht man wohl am deutlichsten daraus, daß Bülow zuerst meinte, Bernadotte dürfe am leichtesten dadurch zu exaltiren sein, daß man ihm vorstelle, er könne ein Gustav Adolf werden: Bernadotte, der die schwedische Krone nur als Nothbehelf betrachtete für den Fall, daß ihm die Nachfolgerschaft Napoleons entginge, und dem überhaupt als echtem Napoleonischen Marschall auf niemand sonst etwas ankam, als auf sich selbst! Daß man von ihm irgend eine wirksame Förderung der Sache der Verbündeten erwarten konnte, erscheint geradezu als unbegreiflich, wenn man hört, daß er im Laufe einer Unterredung am 24. September

1813 ausrief: „Was habe ich denn für Interesse daran, mich auf dem Kontinent zu schlagen? Ich gehe zurück, nehme Norwegen und sehe mir von dort die Fehler an, die ihr machen werdet. Ich habe meine Armee gegen den Wunsch des schwedischen Volkes hergeführt und mir eine schwere Aufgabe aufgestellt; nichts anderes kann mich dafür entschädigen, als die Liebe und der Gehorsam meiner Unterthanen.“

Aus dieser Stimmung erklärt sich sein laues Verhalten am Tage von Großbeeren und sein völliger Verzicht darauf, den Sieg der preußischen Truppen durch energische Verfolgung des Feindes auszunutzen. Statt dessen hegte er, wie Meinecke sagt, bald für seine rechte, bald für seine linke Flanke Besorgnis. Bald fürchtete er von Davoust und der Niederelbe Schlimmes, bald beunruhigte ihn die Nachricht von dem Zurückweichen der schlesischen Armee, bald wieder fürchtete er einen Vorstoß Napoleons von Waizen her. Darüber ließ er dann den vor ihm stehenden Feind wieder zu Kräften kommen und erklärte Bülow, der immer wieder zu schnellem Handeln drängte, es gelte, systematisch vorzugehen. Im schärfsten Gegensatz hierzu steht das Verhalten Bülows und seines Generalstabschefs mit ihren Truppen ebenso wie bei Großbeeren, so auch in der ruhmvollen Schlacht von Dennewitz.

Wir können der weitern Darstellung des Feldzugs bis zum Friedensschluß nicht folgen, sondern heben nur aus der Erzählung des Verfassers das kleine Stimmungsbild hervor, wie am 2. November 1813 zwei ältere Offiziere, in ihre Mäntel gewickelt, an der einen Ecke eines Tisches in Göttingen in ihr Gespräch vertieft sitzen, während die jungen Landwehroffiziere, die sonst um den Tisch sitzen, den tapfern Bülow und den klugen Boyen preisen und leben lassen, bis ihnen klar wird, daß die Gefeierten neben ihnen sitzen.

Nach dem ersten Pariser Frieden zum Kriegsminister ernannt, konnte sich Boyen mit voller Hingebung der Durchführung seines Lebenswerkes, des Wehrgesetzes, widmen. Wir setzen zum Schluß die Worte her, mit denen der Verfasser diese seine großartigste Leistung charakterisiert. Das subjektive Verdienst Boyens, sagt er, die Verbindung von Klugheit und Mäßigung mit tief innerer Überzeugung, erhält erst das rechte Licht durch den objektiven Wert seines Werkes. Eine geniale Verbindung von Altem und Neuem war geglückt. Boyen ließ sich nicht hinreißen von solchen, die ihm sonst innerlich sehr nahestanden, und die schon glaubten, daß der Militärg Geist in dem Geiste des Volkskriegs untergehen, daß die stehenden Armeen zum Heile der Welt vernichtet werden würden. Er war ein Bögling des Heeres Friedrichs des Großen und wußte durch eigne Lebenserfahrung, welche kriegerische und sittliche Kraft in dem Geiste des Offizierkorps, in der festen Disziplin, in den Traditionen der Ehre und des Ruhmes lebte. Nichts wesentliches von diesem alten, ererbten Gute wurde jetzt preisgegeben; ein neues, großes kam hinzu, die Errungenschaft des achtzehnten Jahrhunderts, die in Deutschland am reinsten und keuschesten aufgeblüht war: die sittliche und geistige Entfaltung des Individuums und damit im engsten Zusammenhange die Entfaltung der Nation, des Volksgeistes. Noch war diese letztere erst in ihren Anfängen, das Wehrgesetz von 1814 wies ihr einen Weg, auf dem sie sich ohne gefährliche revolutionäre Zuckung mit den alten, fortbestehenden Mächten des öffentlichen Lebens vereinigen konnte. Es erzog den Staat für das Volk und das Volk für den Staat und schmolz ihre Kraft zusammen zu einer neuen Waffe, dauerhaft, gediegen und von unerhörter Wucht, die noch nach zwei Generationen zerfahmetend niederfauste auf die, die es veräuamt hatten, sich eine gleiche zu schmieden.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig